

Diaspora – Kirche in Verbindung. Überlegungen zum gegenwärtigen Wandel

Dr. Kerstin Menzel

Einleitung: Der Schmerz, dem die Frage nach der Zukunft der Kirche entspringt hat zwei Facetten: Es ist zunächst 1) der Schmerz darüber, dass die Kräfte nachlassen, dass Gewohntes endet, dass schöne Dinge nicht mehr gemacht werden können, weil die Ressourcen fehlen. Daneben steht 2) der Schmerz über fehlende Resonanz, über Desinteresse, über kleine Zahlen in den Angeboten und vergebliche Mühe.

1. Bindung über Verbindendes

Die Schrumpfung von Kirche ist zu großen Teilen zurückzuführen auf große gesellschaftliche Entwicklungen und Kirche hat teil an einer Entwicklung, die man als **Niedergang der Institutionen** begreifen kann. Langfristige und selbstverständliche Bindung, wie sie mit Parteien, Vereinen oder anderen Institutionen verbunden ist, verliert an Plausibilität. Stattdessen **verbinden sich Menschen mit anderen, weil sie ähnliche Interessen haben oder weil sie etwas ähnliches erreichen wollen**. Diese Logik verändert die Weise politischen Engagements, freiwilligen Engagements in der Zivilgesellschaft und auch den Zugang zu Kirche. Der Soziologe Andreas Reckwitz (Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017) nennt drei Formen der Vergemeinschaftung in der Gegenwart:

- „ästhetische oder hermeneutische Wahlgemeinschaften“ (10), die sich auf den kulturellen Märkten über Interessen bilden
- Projekte: politische Vorhaben, soziale Projekte, Bildungsprojekte oder künstlerische Projekte sein
- „Neogemeinschaften“, in denen das Gemeinsame essenzialisiert wird (394ff)

Wir bekommen die Breite und Vielfalt dessen, wie sich „Kirche“ heute vollzieht, erst richtig in den Blick, wenn wir auf die **vielen Anlässe, Projekte und Ereignisse schauen, zu denen sich Menschen mit Kirche verbinden** – auch punktuell, vorübergehend oder lebensphasenspezifisch. In dieser ganzen Vielfalt kann aufleuchten, was das Evangelium für Menschen in einer bestimmten Zeit bedeutet.

2. Theologie der Diaspora – ein Studiendokument der GEKE

Die Minderheitensituation ist für die evangelischen Kirchen in fast allen Ländern Europas kennzeichnend, auch in Ostdeutschland wird sie seit Jahrzehnten erprobt und diskutiert. Die **Gemeinschaft der Kirchen in Europa hat 2018 ein Studiendokument vorgelegt mit dem Titel „Theologie der Diaspora“**.

Der Begriff der „Diaspora“ war in den ekklesiologischen Selbstverständigungen im **Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR** prominent, aber ein umstrittener Begriff. Für den BEK kam nur in Frage, den Begriff mit anderen zu verbinden, etwa dem Selbstverständnis als „Zeugnis- und Dienstgemeinschaft“ sowie als „Lerngemeinschaft“. **Gesellschaftliche Verantwortung von Kirchenmitgliedern in ihrem Alltag, politisches und diakonisches Handeln** gehörte nach diesen ekklesiologischen Überlegungen der DDR-Kirchen ebenso fundamental zu den Grundvollzügen von Kirche wie **Bildung**.

In den zwei wichtigsten Dokumenten der ostdeutschen Kirchen nach der Wiedervereinigung, **„Minderheit mit Zukunft“ (1995) und „Kirche mit Hoffnung“ (1998)**, kamen die Traditionen der kirchentheoretischen Selbstverständigung zwar noch konzeptionell zum Tragen, der Fokus verschob sich in beiden jedoch deutlich stärker auf strukturelle Fragen. Diese beiden Papiere lassen sich als Übergang zu einer Phase verstehen, in der **„Mission“ sich aus dem – mit dem Begriff „Diaspora“ verbundenen – Bedeutungsraum gesellschaftsbezogener Sendung löst** und stärker mit Begriffen wie „Evangelisation“ oder „Wachstum“ verbunden wird.

Die möglichen Engführungen im Begriff „Diaspora“ will auch das Studiendokument der GEKE überwinden. Keine Gegenübersetzung von „Kirche“ und „Welt“, sondern das **„Eingestreu-sein“ unter**

die Menschen, mitten in die Welt und in Beziehung mit ihr. Eingestreut von Gott selbst. Die Beziehungen sind in diesem Dokument zentral, weil es neben biblischen Impulsen auch gegenwärtige kulturwissenschaftliche Konzepte von „Diaspora“ aufnimmt. Damit hebt auch das GEKE-Papier den **bleibenden Anspruch auf Öffentlichkeit und gesellschaftliche Mitverantwortung** hervor, den Diaspora-Kirchen haben. Dieser ergibt sich theologisch aus dem **Anspruch des Evangeliums „auf das Ganze des Lebens“** (53). Die Bereiche des kirchlichen Auftrags werden weit gezogen: Gottesdienst, Bildungshandeln, Alltag der Christ:innen, Diakonie als Hilfehandeln und Gemeinwesenarbeit (68), Kirchenräume als offene und gastfreundliche Räume (58f).

„Der Auftrag der Kirche, das Evangelium öffentlich und für alle Menschen zu bezeugen (vgl. Mt 4 28,18ff.), gilt für alle Kirchen; er gilt für Kirchen in Mehrheits- wie in Minderheitensituationen. Dieser Verkündigungsauftrag beschränkt sich nicht auf die gottesdienstliche Verkündigung und die Weitergabe des Glaubens in Erziehung, kirchlichem Unterricht, dem kirchlichen Bildungswesen insgesamt und – sofern diese Möglichkeit gesetzlich eingeräumt wird – auf den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen. Vielmehr bezeugen die Kirchen und die einzelnen Christinnen und Christen das Evangelium in Wort und Tat auch im Alltag der Gesellschaft, in Arbeit und Beruf, Freizeit und Kultur. Der Öffentlichkeitsbezug der Kirche folgt aber nicht nur dem Verkündigungsauftrag der Kirche, sondern auch aus ihrer diakonischen Verantwortung. Diakonia gehört neben leiturgia, martyria und koinonia zu den Wesens- und Lebensäußerungen der Kirche. [...] Diakonie ist nicht auf das direkte Hilfehandeln der Kirchen oder ihre soziale Arbeit beschränkt. Sie schließt auch den Auftrag zum Dienst an der Gesellschaft als ganzer ein [...]. Dazu gehört neben der Verkündigung, dem Gebet für das Gemeinwesen und für jene, die politische Verantwortung tragen, der tätige Einsatz für das Gemeinwohl und die Beteiligung am gesellschaftlichen Diskurs.“ (68)

Theologie der Diaspora. Studiendokument der GEKE zur Standortbestimmung der evangelischen Kirchen im pluralen Europa (2018), digital hier abrufbar: <https://www.cpce-assembly.eu/dokumente/>

3. Kirche „in dieser so geprägten Gesellschaft“

a) Mit dem kleinen Rückblick auf die Diskussion in den Kirchen der DDR ist schon deutlich geworden, wie sich ekklesiologische Selbstverständigung entwickelt. Anlass ist zumeist das Empfinden einer Krise – was vorher war, trägt nicht mehr, weil Gesellschaft, Kirchlichkeit, Religiosität sich verändert hat. Diese **Bewegung einer sich nicht nur in den Formen, sondern auch ekklesiologisch immer wieder reformierenden und reformulierenden Kirche** kann positiv verstanden werden als Inkulturation des Evangeliums, als immer wieder neu In-die-Welt-Kommen der Botschaft Gottes, der Mensch wird unter Menschen.

b) In welche Richtung ließe sich das heute denken? Wovon ist unsere Gesellschaft in den 2020ern geprägt und wo finden sich Erfahrungen des Eingestreut-Seins in der Kirche, Bewegungen einer Diaspora-Kirche in Beziehungen hinein?

- Ökumenischer Pilgerweg – Kirche in einer atemlosen Beschleunigungsgesellschaft
- Gemeinden zu Erzählorten – Kirche in einer polarisierten Gesellschaft
- Zentrum für Dialog und Wandel in der Lausitz – Kirche in einer fraktionierten, einer Transformationsgesellschaft
- Luthergemeinde in Zwickau – Kirche in einer Gesellschaft mit ganz individuellen Fragen und Lebensherausforderungen
- Runder Tisch Gemeinwohl Leipzig – Kirche in der Zivilgesellschaft
- Ökokirche Deutzen – Kirche in Zeiten der Klimakrise
- Kirche in einer Gesellschaft, in der Jugendliche das Gefühl haben, nichts verändern zu können
- Evangelische Schule – Kirche in der Leistungsgesellschaft
- Beteiligung an Großdemonstrationen – Kirche in einer nach rechts rückenden Gesellschaft
- Kultur- und Bildungswerkstatt in Nöbdenitz – Kirche im Kontext ländlichen Infrastrukturrückbaus
- Arbeit mit Kindern in Chören – Kirche im Kontext einer Gesellschaft, in der kulturelle Teilhabe nicht allen zugänglich ist
- ...

Was wird sichtbar? **Kirchliche Artenvielfalt**, eine Kirche, die an vielen Stellen Punkte hat, wo Menschen mit ihren Interessen und Projekten andocken können. Kirche auch, wo sich die Grenzen zwischen

Mitgliedern und Nichtmitgliedern relativieren. Das Verbindende ist nicht die Institution, sondern das geteilte Interesse, das gemeinsame Projekt.

Zwei Begriffe lassen sich da noch einspielen: Das eine ist **Gemeinwesenorientierung**. Die Frage nicht nach dem eigenen Interesse, sondern die Frage ist nach dem, was Kirche beizutragen hat mit ihren ganz eigenen Fähigkeiten und Ressourcen. Der Perspektivwechsel beginnt oft mit der Ratlosigkeit und dem Gefühl, *nichts* mehr zu haben, mit der Zurückhaltung, erst einmal nur irgendwo dabei zu sein und eine Verbindung zu knüpfen. Vor der Kirchentür sind dann keine Zielgruppen, sondern Bündnispartner für das Evangelium, für das Reich Gottes, das mitten unter uns anbricht. Wo der Glaube ins Gespräch kommt oder wo sich Geistesgegenwart einstellt, lässt sich vorher nicht planen und geschieht oft unerwartet. Ebenso wie sich Mitarbeitende und finanzielle Ressourcen ergeben.

Der zweite Begriff ist „**Kontextualität**“. Vielleicht ist dies einer, wenn nicht der Erfolgsfaktor von den Projekten ist, auf die viele unter dem Label Erprobungsräume oder missionarische Projekte große Hoffnung setzen. Inkulturation, die mit wahrnehmen, aufmerksam sein beginnt. Das können klassische Ortsgemeinden an vielen Orten auch nicht schlecht.

4. Kirche selbst als Zeugnis

Ich wende im letzten Teil meines Vortrags noch einmal den Blick auf die Kirche selbst. Was folgt daraus?

a) Es gilt, **die innerkirchlichen Netzwerke zu stärken**. Die Ortsgemeinden insbesondere mit Bildungsträgern und diakonischen Einrichtungen, denn hier ist Kirche oft stabiler als wir wahrnehmen, sind die Schwellen niedriger als bei vielen gemeindlichen oder evangelistischen Angeboten, ist Glaube unaufdringlicher und selbstverständlicher präsent, als oft wahrgenommen. Ortsgemeinde – Kita, Schule und andere Bildungseinrichtungen – Diakonie – und dazu kommen dann noch einmal Seelsorgedienste und Zielgruppengemeinden.

b) Wenn Kirche auch in ihrem Sein, in ihren Formen und ihrem Miteinander Zeugnis sein soll, dann muss sie sich immer wieder **kritisch mit Strukturen der Ungerechtigkeit und der Abwertung auseinandersetzen, die in ihr selbst bestehen**. Vorne auf liegen gerade die schmerzhaften Auseinandersetzungen mit den Strukturen und theologischen Mustern, die sexualisierte Gewalt begünstigt haben. Daneben fordern Schwarze Menschen und PoCs uns auf, wahrzunehmen, dass sie in der Kirche Diskriminierung und verletzendes Verhalten erleben und dass sich auch hier rassistische Denkmuster, die uns alle prägen, umso drastischer auswirken, je mehr sie verleugnet werden. Die Vollversammlung des Lutherischen Weltbunds hat noch einmal das Ziel der Geschlechtergerechtigkeit affirmiert. Kirchliche und diakonische Einrichtungen wollen selbstverständlich inklusiv sein, und doch fehlt für wirkliche Inklusion oft noch viel. Wir sind nicht „im Sein“, sondern „im Werden“ (M. Luther) und sind Lernende, die auf andere, auch der Kirche Außenstehende und im Raum von Kirche Verletzte, angewiesen sind, um den eigenen Schatten zu sehen.

c) Die Kirche selbst wird zuletzt ein **Zeugnis in der Weise, wie sie mit ihrer inneren Pluralität umgeht**. Der Kirchentheoretiker Jan Hermelink hat die These aufgestellt, dass es genau die Aufgabe von Kirchenleitung sei, die Pluralität von Kirche zu moderieren und zu inszenieren. Und zwar in einem besonderen Stil, der davon gekennzeichnet ist, dass man einander als gleichberechtigte Partner in der Suche nach Wahrheit respektiert und die eigene Überzeugung als vorläufige Einsicht wahrnimmt. Gerade Synoden kommt für dieses konziliare Miteinander hohe Bedeutung zu.